



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Capelle, W.: Constanza

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Läuterungsarbeit vorher stammt, das können vielleicht erst sehr späte Beurteiler erkennen. Nicht der Zufall allein, daß dieser sechzigste Geburtstag in eine Zeit fällt, in welcher der Blick sich immer wieder von allem Persönlichen hinweg ins Allgemeine lenkt, tiefere wesentliche Gründe vor allem führen vom Individuellen dieser Gelegenheit immer wieder hinweg zu unser aller Schicksal. So viel von persönlichstem, aus Künstlergaben quellendem Wirken, hat sich hier in dreißig Jahren entpersönlicht, ist zum objektiven Besitztum der Generation vor dem Kriege geworden. Die Verantwortung gerade dieser Generation vor der Geschichte ist nicht gering: von dem Erbteil, das sie der Zeit nachher geschaffen und bewahrt hat, wird unser weiteres Dasein als Volk nicht viel weniger abhängen, wie von den ernstesten Entscheidungen dieser Tage selbst. Die Frage: Was ist echt an euch gewesen? wird dann über ihre ästhetische Bedeutung hinaus erst in ihrem Schicksalswert erkannt werden. Der jetzt Sechzigjährige stellte und stellt sie immer und immer wieder. Möge sie nie unter uns verstummen.



Constanza

Von Professor Dr. W. Capelle



Der Name Constanza weckt mancherlei Erinnerungen bei dem, der sich in vergangene Zeiten zu vertiefen, Menschen- und Völkerschicksale zu überdenken gewohnt ist.

Der kühne Unternehmungsgeist griechischer Kaufleute aus Milet hat im Laufe des achten und siebenten Jahrhunderts v. Chr. die unwirtlichen Küsten des Pontus mit einem Kranz rasch aufblühender Städte besiedelt, die dem gefürchteten Meere den Namen des „Gastlichen“ (Euxinus) einbrachten. Auch im Süden des Istros, an der Küste der Dobrudscha, faßte der miletische Kaufmann bald Fuß; eine seiner Gründungen erhielt den Namen Tomeus (Tomi). Es ist das heutige Constanza (Küstendtsche). Aus der älteren Geschichte der Stadt wissen wir wenig; im dritten Jahrhundert gewann sie, die ein Zankapfel zwischen Byzanz und Kallatis gewesen war, ihre Unabhängigkeit wieder, eine jener griechischen Handelskolonien fern im Barbarenlande, deren Selbständigkeit vielfach durch Prägung eigener Münzen bezeugt wird. Durch den Zug des Lucullus im Jahre 72 v. Chr. kommt sie unter römische Herrschaft. Seit den Zügen des jüngeren Crassus, 29 v. Chr., finden wir sie als Haupt des griechischen Fünfstädtebundes in der späteren Provinz Niedermösten, dem sich unter Kaiser Trajan als sechste Stadt Marcianopolis hinzugesellte. Welch gefährdeter Außenposten dies Tomi war, mag die Tatsache zeigen, daß sie zurzeit von Cäsars Diktatur (44 v. Chr.) und ebenso während des großen pannonisch-dalmatischen Aufstandes (6—9 n. Chr.) von den umwohnenden Goten überrannt und schwer heimgesucht wurde. Zu größerer Blüte kam sie erst wieder im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr., als be-

deutendster Handelsplatz der „Linken“ des Schwarzen Meeres, bis sie in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts als eine der ersten dem Ansturm der Goten erlag.

Dem modernen Menschen freilich, der wähnt, daß mit dem jetzigen Weltkriege eine ganz neue Epoche der „Kultur“ begonnen habe, dürften diese Dinge kaum der Erwähnung wert erscheinen, wenn nicht in diesen weltverlorenen Winkel des Pontus zurzeit des Augustus ein Poet verschlagen worden wäre, dessen Worte noch heute so vernehmlich an unser Ohr klingen, als sei er einer der Unsern, als sei es gestern gewesen.

Die Verbannung des römischen Dichters Ovid ist es, die der Stadt die Unsterblichkeit gebracht hat.

Eben noch ein gefeierter Dichter in der Hauptstadt der Welt, wegen seiner vielgewandten Muse, seiner weltmännischen Manieren wie seiner fast sprichwörtlichen Vertrautheit mit allen Geheimnissen der „Liebe“ selbst bei Hofe hier und da gern gesehen, viel beachtet, bewundert, beneidet, war er plötzlich von dem Kaiser nach Tomi verbannt worden, aus unbekannter Ursache, wenn es auch — auf Grund seiner eigenen Andeutungen — sicher ist, daß seine vielberufene „Liebeskunst“ hierzu mitgewirkt hat, ein laszives Werk, an manchen Stellen von einer Schamlosigkeit, die selbst in dem kaiserlichen Rom unerhört war und bei Augustus, der eine religiöse und sittliche Wiedergeburt seines Volkes erstrebte, den schwersten Anstoß erregt hatte.

Der Dichter selbst war durch den jäh herniederfahrenden Strahl der kaiserlichen Ungnade aus allen Himmeln gestürzt. Eben noch in dem Brennpunkt der griechisch-römischen Weltkultur mit all seinen Genüssen und Herrlichkeiten — und nun fern von der Heimat, fern jeder höheren Gesittung an den äußersten Rand der „bewohnten Erde“ verwiesen! Trost blieb ihm allein die Poesie. Hatte doch auch ihm ein Gott gegeben, zu sagen, was er litt. In ungezählten Gedichten hat er daher seiner oft verzweifelten, oft trostlosen, nur selten Hoffnung schöpfenden Stimmung ergreifenden Ausdruck verliehen, nicht nur in den Trauerliedern (Tristia), sondern auch in vielen seiner „Briefe aus dem Pontus“ Gattin und Freunde wie auch hohe Gönner angefleht, all ihren Einfluß aufzubieten, damit der Herr des Erdkreises sein Exil aufhobe oder doch an einen freundlicheren Ort verlegte; ja, er hat sich nicht gescheut, selbst zu würdeloser Schmeichelei seine Zuflucht zu nehmen — und doch alles umsonst! Bis zu seinem Tode hat er dort freudlose Tage ohne Zahl verbringen müssen.

In Tomi erst sieht er, welche Welt er verloren hat. Wilde Sehnsucht will ihm oft das Herz zerreißen*):

Bald erscheinen von fern der Freunde liebe Gesichter,
Dann taucht wieder mir auf Gattin und Tochter zugleich . . .
Wieder von Hause kehrt' ich zu den Stätten der göttlichen Roma:
Alles betrachtet der Geist, was ihm so innig vertraut:
Bald das Forum, die Tempel, die marmorgedeckten Theater,
Jedliches Säulenportal, weil nicht gehemmt ist der Blick.
Bald auf dem Felde des Mars den Rasen, von Gärten umwoben,
Weiher und spiegelnde Seen oder den Jungfrauenquell.

*) Die folgenden Stücke aus Ovid (Epistulae ex Ponto) gebe ich in eigener Übersetzung.

Al das liegt nun in unendlicher Ferne. Verzweiflung will ihn oft übermannen, trostlos ist seine Stimmung; was könnte den noch erfreuen, der aller Güter des Lebens beraubt ist?

Was die See, was das Land, was immer die Lüfte erzeugen —
Gibt es doch nichts auf der Welt, was noch die Sinne mir reizt!
Nektar, Ambrosia selbst, den Trank und die Speise der Götter:
Wöte die Jugend sie mir lächelnd mit lieblicher Hand —
Dennoch vermöchten sie nicht den stumpfen Gaumen zu reizen;
Selbst den himmlischen Trank weigerten Lippen und Mund.

In welche Umgebung war der Dichter verschlagen! Schneidendere Gegenstände als Rom und Tomi lassen sich schwerlich denken.

In der Ode bin ich am Rande der Welt hier vergessen,
Wo die Erde versinkt Sommer wie Winter im Schnee.
Apfel und liebliche Kräuter — sie wachsen zu Lande hier nirgends,
Nirgend die Weide am Bach oder die Eiche am Hühl.
Auch das Meer bietet nichts, denn ständig lobt hier die Woge,
Der die Sonne nie lacht, unter der Stürme Gewalt.
Wohin auch immer du blickst: nur Odland, ohne Bebauer,
Steppen verlassen und wüst, Felder, die niemand begehrt.

Oft steigern sich seine Klagen zu größter Bitterkeit:

Nimmer siehst du den Lenz, das Haupt von Blumen umkränzt,
Nie der Schnitterin Arm, tief von der Sonne gebräunt,
Niemals bringt dir der Herbst der Rebe feurige Gabe,
Dafür jegliche Zeit Kälte und Frost ohne Maß.
Bäche schlafen vereist, ja selbst im Meere die Fische
Drängen vergeblich zum Licht, unter dem Dach von Kristall.
Nirgend ein labender Quell, es sei denn am Strande die Brate.
Aber man weiß es nicht recht: löst oder reizt sie den Durst?
Selten nur raget ein Baum, verkümmert, im weiten Gefilde,
Und auf dem Lande die See siehst du in anderer Gestalt.
Häßlich starrt nur die Staupe des Wermuts im toten Gelände,
Die nur bitteren Saft, gleich ihrem Boden, dir bringt.

Und die Eingeborenen solchen Landes?

Stets von Feinden umringt, von tausend Gefahren — so leb' ich:
Mit der Heimat zugleich ward mir der Friede geraubt.
Hat doch der Feind, um den Tod auf doppeltem Wege zu bringen,
Jedes Geschöß in das Gift greulicher Viper getaucht.
So gerüstet, umstreift er zu Rosse die angstvollen Mauern,
Wie der Wolf in der Nacht lauernd die Hürde umkreist.
Aber sobald von der Sehne des Rosses gespannt der Bogen,
Der von der Fessel nie frei, hell im Gefilde erklingt,
Starren die Häuser von Pfeilen, als ob sie von Stacheln umpanzert;
Raum der Niegel des Tors wehrt noch der Feinde Gewalt.

Der Schmerz, der die Seele dieses so jäh ins „Glend“ Gestoßenen durchbohrt — er ist echt. Und mag er viel gesündigt haben, er hat viel gebüßt. So rührt auch uns noch die unlösbare Verstrickung von Schuld und Sühne in dem Leben dieses Römers, der die ihm von den Musen verliehenen Gaben so schwer mißbraucht hat, aber doch nie den Musen untreu geworden ist. —

Von den Tagen des Kaisers Augustus überfliegt der Gedanke Zeit und Raum bis an die Schwelle der Gegenwart. Es war im Jahre 1837, da stand ein ferner Nachkomme jener Germanen, die unter Arminius die Hauptstadt der Welt in Schrecken versetzt hatten, an jener Stätte, wo einst der

römische Dichter gelitten — ein preußischer Generalstabsoffizier in türkischen Diensten, Helmuth von Moltke. Mit Entsetzen sah er die Spuren des russisch-türkischen Krieges, der hier vor acht Jahren gewüthet. „Man glaubt, die Russen seien gestern erst abgezogen; die Städte sind buchstäblich Steinhäufen, nur in einzelnen Hütten, aus den Trümmern zusammengebaut, hausen die Einwohner, und an den überall gründlich geschleiften Werken liegt noch ein Minenrichter neben dem andern, als ob sie eben gesprengt. Küstendtsche selbst ist von den Russen so gründlich zerstört, daß zwischen den alten römischen und neutürkischen Trümmern nur etwa vierzig oder fünfzig Menschen wohnen.“*)

Mit mehr Freude betrachtet Moltke die auch hier unvertilgbaren Spuren der Römerherrschaft, die noch heute, nach 2000 Jahren, eine gewaltige Sprache reden. Da sind die mächtigen Trajanswälle, die noch deutlich erkennbaren römischen Castra, der Wall von Constanza, das Fundament eines Rundturmes am Hafen, Säulenreste, Steintrümmer, die zierlichen Reste eines römischen Hauses und — einige Stunden landeinwärts — die mächtigen Ruinen von Adamklist, die den tiefgeschichtlichen Sinn des preußischen Offiziers in hohem Maße fesseln.

Aber der Geist dieses einzigen Mannes bleibt nicht an den Zeugen einer altersgrauen Vergangenheit haften; ebenso sehr gilt er der Gegenwart und der Zukunft. Oberhalb Cernamoda biegt die bis dahin westöstlich fließende Donau scharf nach Norden ab, um in einem gewaltigen Bogen schließlich in dreifacher Mündung das Schwarze Meer zu erreichen. Zu Schiff ist daher der Weg von Cernamoda nach Küstendtsche etwa 70 Meilen, während die Luftlinie nur 7 Meilen beträgt. Dieser Umstand und die Tatsache, daß sich längs dieser Linie eine Reihe von Seen, Kara-Suj, bis auf 4 Meilen an Küstendtsche heranzieht und der Niveauunterschied zwischen dem Ausfluß des letzten dieser Seen in die Donau und Küstendtsche, wie Moltkes Kamerad, der Hauptmann von Vinde, durch Vermessungen feststellte, nur 166 Pr. Fuß (d. h. etwa 50 Meter) beträgt, ließ bei Moltke den Gedanken aufkommen, ob nicht längs dieser kürzesten Linie ein Schiffahrtskanal möglich sei, der nicht nur den Wasserweg von Cernamoda nach Küstendtsche um neun Zehntel verkürzen, sondern auch die schon damals von den Russen völkerrechtswidrig in Besitz genommene und dauernd in ihrem Bereich liegende Sulinamündung aus dem Verkehr ausschalten könnte. Diese Frage erschien ihm, der die Donau, „diese wichtige Lebensader Deutschlands“; voll zu würdigen wußte, der im Jahre 1837 aussprach, daß Oesterreich betreffs der Freihaltung der Sulinamündung von russischer Kontrolle und der Schiffbarhaltung dieses Donauarmes „das Interesse von ganz Deutschland vertrate“, von solcher Bedeutung, daß er sie nicht nur an zwei Stellen seiner Briefe aus der Türkei, sondern auch in einer besonderen Abhandlung untersucht hat.**)

Freilich ist Moltke zu dem Ergebnis gekommen, daß ein Kanalbau Cernamoda-Küstendtsche ungeheure Erdmassen bewältigen müßte und schon daher technisch nahezu unmöglich wäre, zumal auf dem höchsten Punkt seiner Strecke keinerlei Wasser vorhanden ist, das ihn speisen könnte, sondern dies von der Donau bei Cernamoda abgeleitet werden und daher das Bett des Kanals wenigstens 136 Pr. Fuß (d. h. etwa 40 Meter) tief eingeschnitten werden müßte. Aus diesen Gründen, die ihm zwar nicht völlig unüberwindlich erschienen, hielt Moltke

*) Heute etwa 17000. — Die „Methode“ der russischen Kriegführung bleibt immer dieselbe: 1828 in der Dobrudscha wie in Ostpreußen 1914.

**) Schriften II S. 315 ff.

das Unternehmen, das nach seiner Schätzung mehrere Millionen Taler erfordern würde, für unausführbar.

Seitdem sind achtzig Jahre vergangen, hat gerade auch unsere Strombautechnik ungeahnte Fortschritte gemacht. Und ein paar Millionen Taler spielen heute, angesichts eines Unternehmens, das für Jahrhunderte bestimmt ist, keine entscheidende Rolle. Ob aber der Gedanke ausführbar, ob sich seine Ausführung lohnen würde, das mögen unsere Wasserbautechniker im Verein mit unseren Volkswirten entscheiden. Jedenfalls gibt der Fall von Constanza aufs neue zu solchen Erwägungen Anlaß, um so mehr, als Deutschland seine Wasserstraßen nach Südosten, d. h. vor allem die untere Donau, diese seine „wichtige Lebensader“, zur wirtschaftlichen Erschließung und Anschließung der Türkei an unser und Österreichs Wirtschaftsgebiet nötiger hat denn je.

Das Römermal von Adamklissi, das Moltke von Constanza aus besuchte ist im letzten Menschenalter von dem Rumänen Locilescu erforscht worden. *) Locilescu, Professor an der Universität Bukarest und Königlich Rumänischer Senator, war in den letzten Jahrzehnten fast stets auf den „Versammlungen Deutscher Philologen und Schulmänner“ anwesend, um ihnen die Grüße der rumänischen Regierung zu überbringen. Es ist daher gerade jetzt, wo die Rumänen in sinnloser Feindschaft gegen uns kämpfen, nicht ohne Interesse, sich zu erinnern, was der Vertreter der rumänischen Regierung bei solcher Gelegenheit gesprochen hat. So sagte er 1899 in Bremen: „Ist doch die deutsche Nation die Lehrmeisterin in vielem gewesen, besonders aber in der Altertumswissenschaft haben wir uns stets die deutschen Forscher zum Vorbild genommen . . . Gestatten Sie mir, meine hochverehrten Herren, Sie im Namen meines Heimatlandes von neuem der herzlichsten Sympathie und hohen Bewunderung zu versichern, welche die kaum erstandene Wissenschaft im jungen Donaukönigreich dem deutschen Volke entgegenbringt.“

Und noch eine Erinnerung jüngster Zeit weckt der Name Constanza. Hier empfing im Frühjahr 1914 König Carol, der der Entwicklung dieses Hafens stets besondere Fürsorge gewidmet hat, Kaiser Nikolaus den Zweiten von Rußland. Daß zweiundeinhalb Jahre später, acht Wochen nach dem Verrat Rumäniens an den Zentralmächten, ein preußischer Feldherr an der Spitze seiner siegreichen Truppen in dieselbe Stadt einziehen würde, konnte keiner der beiden Monarchen ahnen.

*) Wie er aber selbst Herbst 1905 in Hamburg hervorhob: „Gewaltige römische Denkmäler, die durch mein Zutun bekannt geworden sind, das Denkmal oder, wie man jetzt sagen muß, die Denkmäler von Adamklissi, sind durch das Wissen, den Scharfsinn, die Kombinationsgabe deutscher Gelehrter zu einer wahren Frage geworden, mit besonderer, durchweg deutscher Literatur, der Frage von Adamklissi.“

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
 Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nichtersfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Nichtersfelde West, Sternstraße 56.
 Fernsprecher des Herausgebers: Amt Nichtersfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bapow 6510.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.